

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 30 (1926-1927)
Heft: 14

Artikel: Die Gleichnisse Christi
Autor: Hayek, Max
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-667310>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 16.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Gleichnisse Christi.

Von Max Hayek.

In diesen kunstlosen Erzählungen, die höher sind als alle Kunst, ist dem Weisstum der Welt ein unschätzbare Gut gegeben worden. Wenn der Menschensohn gesagt hat: „Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte werden nicht vergehen!“ — so gilt solch gewaltiger Spruch auch von seinen Parabeln, die, mit wenig Worten beredter als alle Beredsamkeit, Eingebungen des Augenblickes scheinen und doch wie von Ewigkeiten vorbereitet sind. Ein Menschenmund tut sich auf und verkündet in Wahrheit die Heimlichkeit der Welt von Anfang an. Ein vollkommener Lehrer lehrt aus seiner Schauung heraus eine geistige Welt, deren Gesetze immergütig und unwandelbar sind. Alles, was gesprochen wird, quillt aus zweifellosestem Wissen, alles ist wie Bericht von einer Welt, die nicht von dieser Welt und doch von dieser Welt ist. Bild und Gegenbild sind gegeben. Diesseits und Jenseits untrennbar ineinanderwoben, Gott und Mensch eines in der unio mystica, die das Geheimnis der Seele ist. Nicht Dichtung liegt vor, nicht Erzeugnis menschlicher Willkür oder Phantasie. Das Leben selbst ist Stimme geworden, die offenbart. Tief bis zur Unergründlichkeit, klug in der Klugheit eines Gottes, der weisheitsvoll und licht unter unmündige Kinder tritt, schön wie die Blumen des Feldes, glühend in der Helferliebe eines freundlichen Dieners, über alles Genie in der Unermeßlichkeit ihrer Bezüge, die Zeit und Ewigkeit, Himmel und Hölle in sich begreifen, zugleich anspruchlos und menschlich nah in innigster Nähe, so furchtbar wie himmlisch in ihren Verheißungen, sind diese Gleichnisreden Wunderwerke eines Geistes, der mit Recht von sich sagen durfte: „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben!“ „Ich bin das Alpha und das Omega!“ „Wer an mich glaubt, der glaubt nicht an mich, sondern an den, der mich gesandt hat, und wer mich sieht, der sieht den, der mich gesandt hat. Ich bin als das Licht in die Welt gekommen, damit Keiner, der an mich glaubt, in der Finsternis bleibe.“ In seiner Übermenschlichkeit ein Mysterium, in seiner Menschlichkeit der Anbetung würdig, verkündet er die Fülle des Lebens oder die Tiefe Gottes in uns. Ein ewiger Mahner, so streng wie gütig, so dunkel wie klar, so geheimnislos wie mystisch, so unerreichbar fern wie immer gegenwärtig, ruft der Christus die lebenslos ruhende Kraft

unseres wesentlichen ewigen Menschen zur Auferstehung ins Leben wie jenen toten Lazarus. Licht wird geboren, wo das zündende Wort Christi unseren Seelengrund berührt. Wir erfahren die Erneuerung, die Geburt zur Gotteskindschaft, die Heimkehr in die Heimat des Lebens.

Der Eifer einer höchsten Sendung glüht in diesen lehrhaften Erzählungen des größten Meisters der Menschheit. Unsere scheinheilige Welt der Gewohnheit und Satzung, das ganze Gemächte unserer Systeme verbrennt in dieser Glut. Doch ersteht wie mit Zaubergewalt durch sie eine neue, andere, die eigentliche, lügenlose Welt der—thestesten Menschlichkeit, auf der das Wohlgefallen Gottes ruht. Wir stehen einander auf einmal ganz verwandelt gegenüber: wir sind Kinder eines Vaters geworden und bereit, ein völlig neues Leben zu beginnen. Denn es wurde uns klar: unser Leben ist nicht durchgottet gewesen, es hatte zu wenig Liebe, zu wenig Fülle, zu wenig Vergeben, zu wenig Kraft von oben. Nun aber, mit der Verheißung des Christus in uns, erkennen wir, zu Bürgern zweier Welten geworden, daß wir schon in dieser irr- und wirrsalvollen Zeitlichkeit des immerneuen Fehlens und Strauchelns dennoch Teil haben können am ewigen Leben, das in der Gewißheit unseres Anteils an der ewigen Liebe begründet ist.

Es ist ein Gott, der an uns glaubt, auch wenn wir nicht an ihn glauben wollen. Er hat den Keim zum Höchsten in uns gelegt und will warten, bis dieser Keim Blüte und Frucht wird. Die Straße des Lichts, die wir zu gehen haben, ist ohne Ende. Ihr Ziel ist über unser Begreifen. Die Stimme des Führers in uns ist es, die uns aus Finsternissen führt. Güte überleuchtet uns.

Als der verlorene Sohn seines Vaters Haus verlassen hatte und über Land gezogen war und sein Erbteil verschwendete und, arm geworden, des Fremden Schweine hütete und nach der Nahrung verlangte, die Schweine fressen und nicht einmal die bekam: da zog es ihn heim nach seines Vaters Landgut, wo des Brots die Fülle auf ihn wartete. Und als der Vater den verlorenen Sohn von ferne sah, jammerte ihn und er lief auf ihn zu und fiel ihm um den Hals und küßte ihn. Und als der Sohn wähnte, nicht würdig zu sein, sein Sohn zu heißen, da

sagte der Vater zu seinen Dienern: „Bringet das beste Oberkleid her und ziehet es ihm an; steckt ihm einen Ring an den Finger und gebet ihm Schuhe an die Füße. Holet das Mastkalb und schlachtet es; wir wollen essen und fröhlich sein! Denn dieser mein Sohn war tot und lebt wieder; er war verloren und ist wiedergefunden.“ Nun fingen sie an, fröhlich zu sein.

Die Parabel der Parabeln.

Denn immer noch gleicht die Menschheit dem verlorenen Sohne und immer noch wartet irgendwo in den Himmeln der Vatergeist, (der

als ihr bestes Teil in ihr lebt: als ihre Sehnsucht, als ihre Liebe, als ihr Friedewollen, ihr Gewissen oder ihre unsterbliche Seele) auf die heimkehrende Menschheit, auf daß das tausendjährige Reich der Eintracht und der Freude anbrechen möge.

Alles Vergängliche

Ist nur ein Gleichnis!

verkündet der Chorus mysticus in Goethes großer Dichtung. In den Parabeln Christi ist das Gleichnis unvergänglich geworden.

Wanderung durchs Goms.

Von Gottlieb Binder.

(Fortsetzung.)

Bis vor kurzem besaßen die Dörfer Gschinen und Münster die Alpen gemeinsam. Dann erhob sich ein Streit wegen der Alprechte, der im Herbst 1925 seinen Abschluß fand, indem das Gericht vier Alpen Münster und zwei Alpen Gschinen zusprach.

Das Gomsferhaus ist ähnlich eingerichtet wie das Lötchentalerhaus. Man gelangt in die Stube entweder durch einen laubenartigen Gang oder dann durch die Küche. In der Stube befinden sich ein Tisch mit Wandbank, ein Buffet und gelegentlich auch ein Bett. Das sogen. „Gutschibett“ ist in Abgang gekommen, „weil“, wie eine alte Gschiner Frau sich uns gegenüber äußerte, „heute alles neumödig sein müsse“. Die Wände sind geschmückt mit einer Uhr („Zitgreis“) und mit Familienandenken aller Art. Neben der Türe hängt der Weihbrunn, und auf einem Brett über der Türe liegen die Gebetbücher („Mätzbüecher“). In keiner Stube fehlt der aus Gilt- oder Lavezstein erstellte, die Wärme lange beibehaltende Ofen. Der Deckenbalken der Stube, der sog. Dielbaum, ist meist geziert mit eingeschnitzten Sprüchen und dem Namen des Erbauers. Neben der Stube befindet sich das „Chämmerli“, in dem ein Bett steht.

Von Gschinen führt die Straße in mäßiger Steigung nach der auf dem Münsterfelde stehenden Kapelle St. Niklaus (1382 Meter), dem höchst gelegenen Punkt des Talbodens und weiterhin nach M ü n s t e r, dem Hauptort des Bezirkes Goms. Sehenswert in diesem größten Gomsferdorf ist besonders die Kirche mit dem aus Giltstein erstellten Portal und der schön geschnitzten Türe. Das Innere der Kirche ist dermaßen geräumig, daß man auf den ersten

Blick glauben könnte, die Bevölkerung der halben Taltschaft wäre hierher eingepfarrt. Nach der Sage soll derjenige, der in der Schwesternacht zwischen dem ersten und zweiten Glockenschlag vom Turme der Liebfrauenkirche zu Münster auf die langen Reihen der Gräber hinunterblickt, alle Personen, die im folgenden Jahre in der Pfarrei sterben, in stummer Prozession auf den Friedhof wallen sehen.

In der Nähe der Kirche steht das altherwürdige, von einem Sproß der bekannten Hotelierfamilie Seiler geleitete Gasthaus zum „goldenen Kreuz“. Da übernachtete am 11. November 1779 Goethe mit Herzog Karl August von Weimar auf der Durchreise vom Genfersee zum Gotthard. Goethe bemerkte in seinen Aufzeichnungen:¹⁾ „In diesem Dorfe wuchsen noch ein paar Birnbäume. Weiter hinauf hielt sich kein Obstbaum mehr. Manches Jahr lag hier der Winterschnee bis Ende Mai fest; ein Wunder, daß er jetzt nicht schon wieder alle Wege zudeckte! Die große Frage, ob man über die Furka könne, wollten die Leute sogar hier noch nicht entscheiden. Es blieb uns nichts übrig, als immer wieder ans Fenster zu gehen und nach Wind und Wetter auszuforschen. Wir durften Hoffnung behalten, denn es sah nach gehöriger Kälte, aber nicht nach Schnee aus. Wie ärgerlich, wenn wir hier noch hätten umkehren müssen!“

Andern Tags balgte sich der Ostwind mit den Schneewolken herum; zuweilen stöberte es, und die Berge waren schon alle verschneit, aber die Reise wurde dennoch fortgesetzt und der Gott-

¹⁾ Vgl. Bode, Goethes Schweizerreisen, Basler Bücherstube 1922.